

Schrift unter Tage



Jan Kuhlbrodt

Schrift unter Tage

Essays und Kolumnen

Gans Verlag

Inhalt

| | |
|---|-----|
| Denklandschaften – anstatt eines Vorworts | 7 |
| Der Filter, die Störung | 13 |
| Thesen zum Reim | 21 |
| Verbotene Bücher | 23 |
| Landschaft und Atheismus | 29 |
| Und es ist Krieg | 35 |
| Levinas, der Krieg und die Dichtung | 43 |
| Hegel, Marx und die Stasi | 47 |
| Hamann, Biografie und Erkenntnis | 53 |
| Über Ungerechtigkeit | 57 |
| Zehn Thesen über Dichter | 63 |
| Wunder! – 20 Jahre Jurjewlektüre | 65 |
| Prosa. | 71 |
| Der letzte Roman | 75 |
| Einübung der Freiheit | 79 |
| Körper und Freiheit | 83 |
| Schestows Freiheit | 87 |
| thesen zum experiment | 95 |
| Versuch, mit Elke Erb über Grenzen zu gehen | 97 |
| Thesen zum Verständnis von Gedichten | 103 |
| Vom Abtragen der Monumente oder das Wesen der Chronologie | 105 |
| Versuch über Pound | 117 |
| Die Handlung, der Nihilismus und der Karton | 131 |
| Thesen zu einer Theorie der Collage | 139 |
| Prolegomena zu einer Theorie der Collage | 143 |
| Zeitläufe | 151 |
| Keplermaterial | 155 |
| Kindheit in Chemnitz | 159 |

Denklandschaften – anstatt eines Vorworts

Carlfriedrich Claus und Jacques Derrida

1

Immer wieder tauchen diese Namen auf, als wären sie auf den imaginären Vorhang gestickt, der mein Leben umfängt; der eine, Derrida, in Texten, die sich auf meinem Tisch türmen und in wechselnden Konstellationen gruppieren, zuletzt in einem Buch des Slawisten, Übersetzers und Dichters Felix Philipp Ingold.

„Um nicht seinerseits in den Verdacht der Sophisterei – des Spiels mit der trügerischen Identität der Signifikanten – zu geraten, schlägt er sich auf die Seite der Dichter ...“

Carlfriedrich Claus, der andere, ist in den Diskursen weniger präsent, aber als sedimentierter Gedankeninhalt und im Blick auf eine Sammlung mir besonders wichtiger Druckerzeugnisse vorhanden, hier im Regal, aber auch in Erinnerungen, die sich mir eingepägt, eingebrannt haben. Zumal der bildende Künstler und Dichter zurückgezogen lebte, wenn auch nicht versteckt, und in etwa das Gegenteil war von einem öffentlichen Intellektuellen.

Ich kann mich an einen eher sanften Händedruck erinnern und seine – wie die meines Großvaters – kühlen Hände, dabei hatte Claus sie mir nur ein einziges Mal zur Begrüßung gereicht. Ich sah ihn auf Ausstellungseröffnungen der Chemnitzer Galerie Oben. Irgendwann an jenem Abend traute ich mich ihn anzusprechen.

Später. Als ich in Frankfurt am Main lebte, schickte ich ihm eine Kopie meiner Magisterarbeit, in der ich ihn erwähnt und einen Satz von Erich Franz zitiert hatte:

„In den Auflösungen und Unterbrechungen sieht er auch hier wieder die Möglichkeit für neue, bisher nicht bedachte Bezüge und Ausrichtungen. Ein statisches bloßes Wahrnehmen solcher Zerstörung könnte einen vernichten; ein handelnder tätiger Realismus wäre dagegen auf eine andere Wahrgebung hin gerichtet. So etwa schreibt Claus im Dezember 1987. Er spricht von der Kraft, solange zu verharren, bis es gelingt im Erfahren des Grauens, des beginnenden Erstarrens eine Verwandlung einzuleiten: ... eben das: dass Wirklichkeit zahllose Gesichter hat, von denen keines alleingültig, keines ganz wahr ist.“

Die hier beschriebene Anstrengung erfährt man deutlich bei der Versenkung in Claus' Sprachblätter. Schrift, ausdauernd verdichtet, bis zur Unkenntlichkeit geschrieben, gibt den Blick auf etwas frei, auf Neues, das ihren Sprachkern übersteigt. Das geschriebene Wort erhält eine Bedeutung, jenseits des semantischen Sinns.

Zum Dank und ein wenig zu meinem Erstaunen schickte mir Claus daraufhin Druckerzeugnisse, die seine künstlerische Arbeit und sein damit verknüpftes theoretisches Denken dokumentieren. Seine Arbeiten öffneten sich mir unmittelbar, obwohl in ihnen der Wortsinn optisch verwischt, oder gerade darum, eben weil die ästhetische Struktur sich über die Wörter legt, durch die sie erst entstanden war.

Lesen, wieder lesen und geduldig auf ein Verstehen warten, das ist die andere Strategie, die ich mir mühsam aneignen musste, angesichts philosophischer Texte, die aber Momente des Glücks, das heißt, des plötzlichen Erkennens, des Aufscheinens der Zusammenhänge ermöglicht.

Das ging früh bei mir mit Hegel los, dessen Texte ich zum Teil, um sie mir zu erschließen, mit Hand abschrieb. Das hing natürlich

auch damit zusammen, dass man sie aus der Präsenzbibliothek der Leipziger Karl-Marx-Universität, wo ich in den Achtzigern studierte, nicht ausleihen durfte, und Kopierer damals nicht zur Verfügung standen. Aber Abschreiben ist eben ein physischer Akt, wie ja auch ein Buch viel mehr als ein Text ist, der den Gesetzen der Schwerkraft unterliegt. Man nimmt schreibend den Text gedanklich und körperlich auf.

2

Der letzte Text in Derridas 1972 bei Suhrkamp erschienenen Buch „Die Schrift und die Differenz“ heißt „Ellipse“. Er kreist um das Werk des französischen Dichters Edmond Jabès: vor allem geht es um das Buch, dass es selbst und sogleich jedes Buch ist, das Zentrum des jabèsschen Schreibens, von dem der Dichter sagt, er habe es erst verstanden, nachdem er Derridas Text darüber gelesen hatte.

Der Autor als Nachgestelltes, wenn man so will; nach seinem Verschwinden im Text, seiner Abwesenheit, kehrt er wieder – als Leser des Eigenen.

„Es ist nicht die Abwesenheit an Stelle der Anwesenheit, sondern eine Spur, die eine Anwesenheit ersetzt, die nie anwesend war, einen Ursprung mit dem nichts begann.“, schreibt Derrida.

Geradezu ein Gegenentwurf zu dieser jabèsschen bzw. derridaschen Vorstellung sind die Arbeiten von Carlfriedrich Claus, der seine Zeichnungen schrieb, und in denen die semantische Qualität der Schrift zugunsten einer graphischen Komponente verschwand. Die Spur, die hier zeugt, ist aber die, einer möglichen Erkennbarkeit.

Carlfriedrich Claus war in den Neunzigerjahren aus dem erzgebirgischen Annaberg, dort war er 1930 geboren, nach Chemnitz gezogen, wo er 1998 starb. Er lebte kein mönchisches Einsiedlertum, sondern war zum Beispiel Mitglied der in der DDR legendären Künstlergruppe Clara Mosch, deren Aktionen vom Geheimdienst misstrauisch, aber vor allem hilflos bäugt wurden. Sein Kontakt zur Welt jenseits des Eisernen Vorhangs fand in Briefen statt. Eine weitläufige

Korrespondenz mit Künstlerkolleginnen und -kollegen in ganz Europa, aber auch mit Philosophinnen und Philosophen.

Sein Werk (oder seine Arbeiten, die meisten seiner Arbeiten) greifen myzelartig aus gleich Geflechtem, Rhizomen über die Blätter hinaus. Daran muss ich denken, wenn ich claussche Arbeiten betrachte, wie zum Beispiel die Blätter aus der Grafikmappe „Zwischen dem Einst und dem Einst“, die bei Janus Press erschienen ist. Die Arbeiten sind auf Transparentpapier gezeichnet, beidseitig. Schriftzüge, die die Zeilen im Verlauf erst entwerfen, Sprache als strukturierter Strich.

„In den Auflösungen und Unterbrechungen erhalten sich jedoch die Möglichkeiten für neue, bisher nicht bedachte Bezüge und Ausrichtungen. Ein statisches bloßes Wahrnehmen solcher Zerstörung könnte einen vernichten; ein handelnder tätiger Realismus wäre dagegen auf eine andere Wahrgebung hin gerichtet“, so Claus selbst.

Auch hier wieder der entgegengesetzte Gedanke zum eingeführten Begriff der Wahrnehmung. Als semantisches Grundmaterial der Blätter verklingen zuweilen Texte von Ernst Bloch oder Jakob Böhme, auch Karl Marx liefert bildträchtiges Wortmaterial, übersetzt in claussche Handschrift. Aber auch arabische, hebräische und asiatischen Schriften werden in optische Sinnzusammenhänge übersetzt und somit anders verständlich, weil visuell erfahrbar in ihren grafischen Strukturen. Sie universalisieren hinsichtlich einer individuellen Aussage, ermöglichen eine nonverbale Kommunikation des Betrachters mit dem Gebilde, Erfahrung und Verstehen. Insofern kann man claussche Arbeiten als verbrüdeten Gegenentwurf zu derridaschen Dekonstruktionen begreifen.

Literatur

Carlfriedrich Claus: Denklandschaften, Institut für Auslandsbeziehungen; 1993

ders. Zwischen dem Einst und dem Einst – Aggregat K, Sprachblätter
1959-1993, Texte. Berlin 1993

Jaques Derrida: Die Schrift und die Differenz. Frankfurt a. M. 1972

Felix Philipp Ingold: Begriffsbildung als Übersetzungsverfahren – Jaques
Derridas poetische Rhetorik. In: Überzusetzen. Klagenfurt 2021

Der Filter, die Störung

In Memoriam Carlfriedrich Claus

Kurz vor seinem Tod hatte ich die Gelegenheit Carlfriedrich Claus kennenzulernen. Es war nach der Eröffnung seines Lautaggregates im Chemnitzer Museum. Der Raum um seine Kunst und der Raum um seine Person. Seine Kunst ist Dokument eines Menschen, der seinen Weg ging, unabhängig von der politisch realen Gestalt der Utopie. Das heißt, dass er das, was sie verhieß, nicht aufgab oder preisgab, wiewohl er um ihre selbstzerstörerischen Momente unbedingt wusste. Umspannte ihn in der DDR ja ein gesellschaftspolitisches Scheitern, das autoritäre Züge trug. Und das selbst von einer Reinheitsvorstellung getragen war, die lange in Ideologie umschlug.

Vielleicht erzeugt jede Gesellschaft eine Vorstellung des reinen Raumes, als den sie sich dann selber begreift. Das wäre ihr autoritäres Moment.

Auf den ersten Blick kann einem das auf den Clausschen Blättern Dargestellte als Gewirr erscheinen. Undurchdringlich. Im konventionellen Sinn unverständlich vielleicht. Wir haben gewissermaßen unsere Sinnfilter übergestülpt. Übergestülpt bekommen. Um darunter wieder Freiheit zu erkennen, hilft mir, mich in die Bilder zu denken. Und wieder aus den Blättern heraus in ein Allgemeines.

1 Die Störung

Ein Sprachgebrauch, der die Existenz eines geregelten, reinen, störungsfreien Ablaufes vorstellt und ins Zentrum des Alltagsdiskurses weist, der um ein reines Zentrum herum eine Normalität, so etwas

wie die gestörte Peripherie, konstruiert. (Geburt der Klinik, Muster der Naturwissenschaft, Ähnlichkeiten werden zu Identitäten, Ungleichheiten zu Abweichungen. Störungen?)

Konstitutiv für einfach-dialektische Denk- und Handlungsmodelle, sie folgen dem Schema, dass das, was ist, durch sein Gegenteil geht oder durch es illuminiert wird.

Im Wort Störung findet sich das Unangenehme im Sinne einer Fehlleistung, Fehlfunktion usw. und das Fehlgeleitete konnotiert.

(Dabei wird das Präfix „fehl“ metaphorisch verwendet, da die Störung durch ein Hinzutretendes, Funktionsfremdes verursacht wird, durch diese Verwendung entsteht aber das Doppeldeutige, indem etwas Hinzukommendes unmittelbar als Mangel bestimmt wird.)

Es ist das Problem der Alltagssprache, dass sie sich von vornherein und vor allem moralisch gibt.

Aber dieses Problem macht sie auch beweglich, fast geschmeidig zuweilen.

Sie setzt voraus, ohne zu bestimmen.

Im Falle der Störung setzt sie eine wie auch immer geartete Normalität. Wie diese zustande kommt, interessiert sie nicht.

Normalität bleibt solange verschwunden, solange sie nicht gestört wird. Andererseits ist sie da, wo sie auftaucht, von vornherein angetastet.

2 Der Filter

Im Filter findet sich das Instrumentale, Nützliche. Etwas, das eben jene Störung verhindern soll, durch Defiltrierung des Fremden, Unpassenden.

Zwischen diesen beiden Begriffen, zwischen Störung und Filter entspinnt sich ein komplementäres Verhältnis. Der Filter enthält die Störung jeweils als negatives Wissen. Das ist die Bedingung seiner Funktion.

Und der Filter enthält das Positive als Substanz, als Filtrat, als Vorstellung von Reinheit.

Der Filter ermöglicht die Herstellung eines homogenen Raumes, aus dem das, was Störungen hervorrufen könnte, herausgelöst ist. Er schafft Reinheit. Den gefilterten Raum.

Der Filter hinterlässt aber auch das, was die Verschmutzung hervorruft, die Störpotentiale als Filtrat. Hochgiftige Schlämme.

Mehr als alles andere ist der Filter abhängig von dem, was er ausschließt. Er funktioniert, indem er es identifiziert und eliminiert.

Der Filter ist aber auch die Störung selbst, indem er das, was stört, abbildet.

Der von der Idee eines Filters hervorgerufene Idealraum kann im höchsten Falle als Vorstellung, also Konstruktion existieren, und sich als solche negativ, über das Ausbleiben einer Störung, und durch Reduktion des Störpotentials, etablieren. Aber im Falle des Ausbleibens einer Störung wird der Filter hinfällig. Ein rudimentärer sentimentaler Rest vielleicht, der übrig bleibt. Ein Netz in fischleeren Gewässern.

3 Der reine Raum

Der reine Raum ist notwendig unrein, dahingehend, dass eine völlige Homogenität undenkbar ist.

In einer konstituierten homogenen Masse finden sich naturgemäß Unreinheiten.

Der Filter, die Bedingung der Reinheit aus der gleichzeitig die Unreinheit resultiert, ist also der Form nach ein Prinzip, aus dem heraus Unreinheiten erst entstehen. Insofern er die Matrix der Unreinheit bildet.

Die Funktion des Filters ist nur zu gewährleisten, wenn er Unreinheiten erkennt, sie identifizieren kann. Das heißt im Filter gibt es einen wie immer gearteten Abzug dessen, dem man ein Störpotential zuschreibt, es ist im Filter vorhanden.

Und nur so Unreinheit im Filter vorhanden ist, ist sie als Störpotential evident.

Der Filter als garantierendes Moment des homogenen Raumes ist also zugleich dessen Störung.

Man kann sagen: Im Filter hat sich das Unangenehme mit dem Nützlichen verbunden. Der reine Raum entspricht in etwa dem, was Carl Schmitt als Zustand der parlamentarischen Demokratie beschreibt. Sie schließt notwendig aus, indem sie definiert. Und sie muss definieren um einen Geltungsbereich beanspruchen zu können. Sie operiert vor dem Hintergrund einer Illusion.

Dieses Argument zielt aber nicht, wie Schmitt es gern hätte, auf die Demokratie selbst, sondern auf ihre Institution.

Wenn das Wort Störung an eine wie auch immer geartete Normalität gekoppelt ist, dann ist es ein Negativum und beinhaltet, dass durch die Störung eben jene Normalität beeinflusst, abgelenkt, manipuliert, gar außer Kraft gesetzt wird.

Die Störung ist das Offene im Diskurs der Normalität, den sie untergräbt.

4 Die Offenbarkeit des Negativen

Diese Offenbarkeit des Negativen macht den Begriff für die Kunst interessant. Störung, im Kontext der Kunst als Störung der Wahrnehmung, heißt hier zumeist Veränderung des Blickes, ob nachhaltig oder nicht.

Um aber zu einer Bestimmung eines Begriffes der Störung zu gelangen, muss man weiter ausholen: Inwiefern ist die Störung an die Normalität gekettet, und inwieweit kann man der Normalität auch Realität oder Existenz beimessen? Ist sie ein Hinzutretendes? Kommt sie von außen? Oder ist Normalität nicht vielleicht immer Konstruktion/Konvention und als solche in den Bereich der Ideen anzusiedeln?

Wenn dem so wäre, wenn der Begriff der Normalität also idealtypisch, dem der regulativen Idee verwandt wäre, könnte man annehmen, dass das Wirkliche, gemessen am Ideal, immer das Gestörte sei.

5 Die Normalität

Die uns umgebende Welt (so es eine solche gibt) ist als eine unüberschaubare Menge an Informationen aufzufassen, im Grunde als eine Datenmenge.

Wollen wir aus dieser „Datenflut“ eine Umgebung konstruieren, werden die relevanten von den nicht relevanten Daten gesondert. Jedes Individuum konstruiert derart seine eigene Umgebung.

Die Wahrnehmung, etwas als wahr nehmen oder für wahr nehmen, ist gewissermaßen als Filter zu betrachten, in dem sich das Wahre, also relevante, vom Unwahren, dem Irrelevanten oder Vernachlässigbaren scheidet.

Als Störung, wäre anfangs festzuhalten, werden Momente betrachtet, in denen sich scheinbar irrelevantes als Wahres oder Relevantes aufdrängt, und damit für sich einen überproportionalen Wahrheitsgehalt beantragt.

Der Filter hingegen ist die Bedingung des Blicks.

Sprache ist Sprache und Schrift ist Schrift, und Worte sind Laut und Linie.

6 Frau Kang

Frau Kang, eine koreanische Kommilitonin erzählte, dass man, wenn man das Zeichen ihres Namens sehe, die Klugheit ihres Vaters erkennen könne.

7 Carlfriedrich Claus

Auf den ersten Blick scheint es, als suche Claus im Reizmüll nach Lauten, die nur noch entfernt an Worte erinnern, nach Zeichen, die einmal Buchstaben gewesen sein mögen.

Seine Sprachblätter und Lautaggregate präsentieren den Abfall, so scheint es, das nicht zur Information Gewordene und das über sie Hinausgewucherte. Diesen Wühlereien gibt er den Namen Exerzitionen. Nicht unbedacht wählt er diesen der mittelalterlichen theologischen Praxis entstammenden Begriff, dem auch etwas Militärisches anhaftet.

Vor der Erfindung des Buchdruckes wurden Schriften durch Abschrift vervielfältigt. Die Mönche, die damit betraut waren, hielten sich sklavisch an die Buchstaben des Urtextes. Merkwürdigerweise zeugte dieses Tun einen doppelten Effekt. Die Schreiber nahmen die Texte auch körperlich auf und versahen sie dadurch fast unmerklich mit dem Stempel ihrer eigenen Individualität.

Mit jeder Kopie der Kirchentexte entstand so paradoxerweise ein Unikat.

Im Gegensatz zur maschinellen Vervielfältigung konnte die Physis des Kopisten nicht eliminiert werden. Nicht auszuschließen ist, dass Schreibfehler zu Bedeutungsverschiebungen geführt haben. Erfahrung, die über die Texte hinausgeht, war in diesem Prozess das Un-erwünschte aber schlechthin Unvermeidliche.

Dennoch sind für uns die in die Kirchenschriften eingegangenen Erfahrungen kaum nachvollziehbar. Nur eine Ahnung davon können wir uns erarbeiten.

Während meines Philosophiestudium habe ich mich an die zwei Jahre mit Hegeltexten herumgeschlagen, ohne auch nur einen Schimmer davon zu bekommen, was der Autor im Sinn hatte. Alle Einführungen in Hegels Werk erwiesen sich angesichts der Originaltexte als nutzlos.

Erst als ich damit begann, einzelne Passagen der Phänomenologie des Geistes mit Hand abzuschreiben, konnte ich mich dem Text verstehend nähern.

Claus geht es nicht um Textexegese. Er will uns und sich einen Erfahrungsraum öffnen, in dem die semantisch unauffälligen Momente von Sprache beredt werden. Dabei missachtet er jegliche Regel des korrekten Schriftbildes.

Lesbarkeit im herkömmlichen Sinne ist nicht Intention seines Schreibens, Verstehbarkeit ist nicht Intention seines Sprechens.

Klang und Bild als symbolhaft-diskursive Momente der Kommunikation werden zerstört. „In den Auflösungen und Unterbrechungen erhalten sich jedoch die Möglichkeiten für neue, bisher nicht bedachte

Bezüge und Ausrichtungen. Ein statisches bloßes Wahrnehmen solcher Zerstörung kannte einen vernichten; ein handelnder tätiger Realismus wäre dagegen auf eine andere ‚Wahrgebung‘ hin gerichtet“, so Claus.

Dass er sich dazu der arabischen, hebräischen und asiatischen Traditionen bedient und sie mit der europäischen verbindet, liegt nahe. Asiatische und hebräische Schriftzeichen werden in andere Sinnzusammenhänge übersetzt und somit auch dem verständlich, der die Originalsprachen nicht spricht.

Claus unterscheidet sich von einem Verrückten, indem er neue Sprach- und Bildsysteme entwirft.

Diese universalisieren hinsichtlich einer individuellen Aussage, ermöglichen eine nonverbale Kommunikation des Betrachters mit dem Gebilde, ermöglichen Erfahrung und Verstehen. Im Lautprozessraum, den Claus 1995 im Städtischen Museum Chemnitz installierte, konnte der Besucher durch Bewegung im Raum über Bewegungsmelder die von Claus vorproduzierten Lautprozesse beeinflussen. Er konnte sie beeinflussen, aber nicht steuern.

Beobachtete man jene Besucher, die auf dieses Angebot eingingen, erinnerten ihre körperlichen Aktionen an Tanz. Eben solche Bewegungen vollführt der Gedanke bei der Betrachtung clausscher Grafik. Schrift, ausdauernd verdichtet, bis zur Unkenntlichkeit geschrieben, gibt den Blick frei auf etwas Neues.

Denken als Sprache und Schrift bildet Landschaft.

Thesen zum Reim

1. Im Reim liegt das Versprechen gelungenen Sprechens.
2. Gleichklang ist nicht Gleichschritt.
3. Der Reim ist das Gegenteil von Totalitarismus, denn er befreit von der Diktatur des Sinns. Er ist öffnende Erkenntnis.
4. Ob ein Reim gelungen ist, erweist sich in der Freiheit der Aussage. Der Reim widerspricht als gelungener dem Reim- und dem Sinnzwang.
5. Reim ist Widerstand, auch gegen sich selbst.
6. Der Reim ist nicht am Klang allein erkennbar und auszurichten.
7. Der Reim richtet sich gegen vorgegebene Sprechweisen und übernommene Denkweisen. Der Reim öffnet.
8. Der Reim ist nicht das zu Rettende, sondern das Versprechen der Rettung.
9. Sein Klappern ist der Nachhall des Unbedingten.
10. Reimverzicht ist Verzicht.

Roman Jakobson: „In der Kunst streben wir danach, nicht nur Einheit, Fortdauer des Gesetzes, Ähnlichkeit zu realisieren, sondern damit auch Unterschied, Variation, Kontrast: Es ist der Reim, den wir lieben; nicht das Echo und nicht den Einklang, sondern Harmonie.“
(aus: Roman Jakobson, Krystyna Pomorska: Poesie und Grammatik. Dialoge. Suhrkamp, Frankfurt am Main, 1982)

Verbotene Bücher

Welche Bücher würdest du verbieten?

Meine!

Die Frage, welche Bücher ich verbieten würde, lässt den Aufklärer in mir zusammenzucken. Natürlich keines, wäre die politisch korrekte Antwort, weil jedes Verbot den jeweiligen Text einem potentiellen Diskurs entzieht; durch ein Verbot wird ein Text vom Markt gewischt, ökonomisch und inhaltlich. Zumindest könnte man das meinen. In einer Demokratie, wo die Freiheit des Wortes gilt, sollte also ein Verbot von Büchern sich selbst verbieten. Allerdings sorgt diese Freiheit auch dafür, dass so manches Wort ungehört verhallt, und andere bleiben unwidersprochen, auch wenn sie den krudesten Blödsinn verbreiten.

Aber so einfach ist das nicht. Meine Erfahrung sagt, dass verbotene Bücher nur bedingt dem Diskurs entzogen werden, wenn man sie verbietet; denn im Grunde produziert das Verbot eine geheime, zuweilen mythische Existenz. Natürlich ist das zu fünfzig Prozent eine Diktaturerfahrung, denn die Hälfte meines Lebens verbrachte ich in einer, die es nicht einmal scheute, sich als eine solche zu Bezeichnen. Wir lebten in der Diktatur des Proletariats, lernten wir in der Schule, einer notwendigen Übergangszeit, an deren Ende eine universelle Freiheit stehen würde, der Kommunismus. Allerdings glaubten die meisten Proletarier, die ich traf, nicht recht an ihre Führungsrolle, und wie Diktatoren kamen sie mir schon gar nicht vor.

In der DDR gab es eine Bemerkung, durchaus von Systemtreuen formuliert, und auch von der Stasi lanciert, ein typischer Funktioniärswitz: Man solle die Werke von Marx verbieten, dann würden die Leute sie lesen. Es ging ihnen wohl darum, dass die Marxlektüre aus allen Menschen treue kommunistische Parteisoldaten gemacht hätte. Ich glaube jedoch, eine solche Lektüre hätte die DDR noch einige Jahre früher implodieren lassen. Der Trugschluss der Funktionäre war, dass sie das Verständnis von Marx verengten, und ihn zu einem nur politischen Autor machten.

In den Schulen wurde seine 11. Feuerbachthese gern bannerhaft über die Türen getackert; sie besagt, dass die Philosophen die Welt nur verschieden interpretiert hätten, dass es aber darauf ankäme, sie zu verändern.

Einen solchen Satz muss man freilich nicht verbieten, es reicht, ihn aus dem philosophischen Kontext zu reißen, in dem er formuliert wurde, um ihn zu entschärfen. Isoliert geäußert und ohne Angabe des Verfassers, ringt sich wohl so mancher angesichts dieser globalen Aussage ein Nicken ab, zumal sich die Welt ohnehin andauernd verändert, mit oder ohne unser Zutun, außer die Philosophen vielleicht, die sich allzu wichtig nehmen in ihrer Interpretationsarbeit.

Aber sie interpretieren ja ohnehin nicht die Welt, sondern die Texte anderer Philosophen und die Sprache. Dass meine Welt ende, wo meine Sprache ende, formulierte Wittgenstein, der in der DDR nicht sonderlich publik war. Wahrscheinlich ist er nicht verboten gewesen, aber ein Verschweigen wirkt manchmal nachhaltiger, als ein Verbot. Ich begann mich außerdem, trotz der zitierten marxischen Feuerbachthese, die auch eine Wand in dem Schulhaus zierte, in dem ich 1984 das Abitur ablegte, und das ironischerweise in Karl-Marx-Stadt stand, recht früh für Philosophie zu interessieren, zumindest für das, was ich für Philosophie hielt. Eben jene Weltinterpretation.

Während meiner Dienstzeit in der Armee fasste ich dann auch den Entschluss, das Fach zu studieren und bewarb mich an der Karl-Marx-Universität in Leipzig. Nachdem ich schon eine Zulassung

hatte wurde ich in einen berüchtigten Raum der Dienststelle geladen, in der ich meinen Wehrdienst ableistete. In diesem Raum saß der Offizier, der für die Verbindung der Staatssicherheit zur Truppe zuständig war. Man habe mich beobachtet, sagte er, und legte mir Abschriften einiger meiner Gedichte vor, die ich bislang niemanden gezeigt hatte. Die Stasileute waren, stellte sich heraus, meine ersten Leser, und zwar ohne dass ich bis zu besagtem Gespräch davon wusste. Man könne mir anhand der Texte eine „feindlich-negative“ Einstellung zu unserem „sozialistischen Vaterland“ nachweisen, sagten sie. Auch von dieser Einstellung wusste ich bis dato noch nichts, sie begann sich aber aufgrund dieses Gespräches rasant zu entwickeln. Im Kern ging es jedoch darum, dass es für die Verteidigung des Sozialismus interessant wäre, wenn ich der Stasi von meinen Kommilitonen berichten würde, über ihre politischen Positionen und auch privaten Vorlieben, nachdem ich das Philosophiestudium angetreten hätte.

Diese Vorstellung war nicht sonderlich verlockend, und ich sagte, dass mir die Rolle als Spitzel nicht liege. Natürlich versuchte ich das so neutral wie möglich zu formulieren. Aber es nützte nichts. Man sei unter diesen Umständen nicht daran interessiert, dass ich Philosophie studiere, sagten sie, und ein paar Wochen später wurde mir die Zulassung zum Studium wieder entzogen. Aus Kontingentgründen, wie man in dem Brief formulierte, der mir das mitteilte.

Der Witz war, dass ich über die Zentrale Studienvergabe einen Studienplatz im Fach Politische Ökonomie an der Universität in Leipzig erhielt. Ich trat das Studium nicht sonderlich euphorisiert an, merkte aber bald, dass es mich enorm interessierte. Natürlich bestand es in der Hauptsache aus Marxlektüre. Wir lasen die ökonomischen Schriften, allen voran das Kapital. Abgesehen davon, dass dieses Werk schriftstellerisch zuweilen überragend ist, enthält es auch ausgemacht witzige Passagen. Das Wichtigste aber war: Man konnte sich mit der Lektüre die Argumente erarbeiten, mit denen man nüchtern, ökonomisch das baldige Ende der DDR zu prophezeien im

Stande war, das wirtschaftliche Aus eben. Allerdings hätte ein Verbot dieser Schriften, zwar vielleicht zu einer massenhaften Marxlektüre geführt, das marode Gemeinwesen jedoch, in dem ich studierte, auch nicht gerettet. Man hatte in den Siebzigerjahren die Mittel in den Konsum investiert, um die Bevölkerung ruhig zu halten.

Es gibt also verschiedene Gründe, Bücher zu verbieten. Staaten wie die DDR mit autoritären Strukturen machen das sehr gern, was zuweilen aber zu absurden Situationen führt:

Die Schriften Friedrich Nietzsches wurden in der DDR nicht publiziert, wenngleich die Manuskripte im Weimarer Nietzschearchiv lagerten. Der italienische Kommunist Mazzino Montinari jedenfalls arbeitete dort über dreißig Jahre lang an einer textkritischen Ausgabe der Werke, die er gemeinsam mit Giorgio Colli herausgab, die aber in der DDR aus politischen Gründen nicht erscheinen konnte. Ich las derweil Nietzsches Zarathustra in einer Feldpostausgabe von 1916, die mir auf einem heimlichen Flohmarkt heimlich angeboten wurde, während einhundert Kilometer entfernt ein kommunistischer italienischer Historiker an einer Version arbeitete, die avancierten wissenschaftlichen Ansprüchen genügte und die Nietzsche Rezeption veränderte. Auch hier weiß ich nicht genau, ob Nietzsche offiziell verboten war. Jedenfalls erschien in den späten Achtzigern eine sehr teure Prachtausgabe von *Ecce homo*, was dazu führte, dass ein pensionierter, marxistischer Philosoph mit aufgespanntem Regenschirm vor der Brechtbuchhandlung in Berlin stand, um das Buch zu verdecken, das dort im Schaufenster lag.

Ein weiteres Kuriosum in diesem Zusammenhang war der Fall Karl May. In meiner Kindheit und frühen Jugend galt dieser sächsische Abenteuerschriftsteller als konservativ und fast schon als Vorläufer faschistischen Gedankentums. Seine Werke, wiewohl im mythischen Diskurs präsent, denn die Groß- und Urgroßeltern waren mit seinen Romanen aufgewachsen, wurden in der DDR nicht verlegt, man könnte meinen, aus politischen Gründen.

Aber als Anfang der Achtziger Jahre die Texte rechtsfrei wurden, Karl May starb 1912, dauerte es nicht lange, und seine Bücher überschwemmten den Markt in der DDR. Auch hierfür lieferte man eine politische Begründung. Man hatte ein Dokument in den Dresdener Gerichtsarchiven gefunden, aus dem hervorging, dass Karl May einmal in einem politisch motivierten Prozess zu Gunsten eines Sozialdemokraten ausgesagt hatte. Die ökonomische Hürde der wahrscheinlich hohen Lizenzgebühren war mit Ablauf des Urheberrechts gefallen, und mit dem Dokumenten fiel nun auch die politische. Aus dem Präfaschisten war über Nacht ein sozialistisch orientierter Autor geworden.

Verbot und versuchtes Verbot scheinen für ungewollte, aber gesteigerte Aufmerksamkeit zu sorgen, vielleicht wäre es für mich als Autor gut, meine Schriften würden verboten werden und dieses Verbot würde laut verkündet. Es könnte sein, dass dadurch meine Leserschaft enorm wachsen würde. Zumindest erhielte mein Name dann einen mythischen Beiklang.

Landschaft und Atheismus

Landschaften und Wasserläufe haben durchaus Einfluss auf die Genese bestimmter Gedanken. Bei den einen ist es der Neckar und die Nähe zum Schwarzwald, bei anderen die Saale und die sanften Kalksteinberge um Jena. Manche gehen dahin, um in den Hügeln nach Fossilien zu suchen, versteinerte Meerestiere zum Beispiel, die aufgrund ihres Alters jede biblische Zeit in den Schatten stellen. Vielleicht hatte diese Landschaftserfahrung auch Einfluss auf Friedrich Carl Forbergs Hinwendung zum Atheismus. Dazu gleich mehr.

Bekanntermaßen ist 1770 ein Schicksalsjahr der deutschen Literatur- und Philosophiegeschichte. In Stuttgart kam Hegel und in Lauffen Hölderlin auf die Welt. Beide wurden im Jahr 2020 anlässlich ihres 250. Geburtstages ausgiebig gewürdigt, es erschienen Biografien, wurden Fernseh- und Rundfunksendungen produziert, die eine oder andere Feierstunde abgehalten. Ihr Jahrgangsgenosse Beethoven lieferte mit seiner 3. Symphonie, der „Eroica“ den Hintergrundsound, denn sie teilten alle drei die euphorische Feier zur Begrüßung der Französischen Revolution.

Lichtenberg schrieb, nicht in diesem Zusammenhang, aber denselben letztlich beleuchtend, folgenden Aphorismus:

„Zu einem französischen Atheisten der Esprit hat, wird [verlangt,] daß er sich nur bloß bei schmerzlichen Krankheiten und auf dem Todette bekehrt, unsere hingegen bekehren sich gemeinlich bei jedem Donnerwetter.“

Das mag auf viele deutsche Atheisten mit weichen Knien zutreffen, aber nicht auf alle. Die deutsche Geistesgeschichte ist ohnehin nicht sonderlich reich an konsequent atheistischen Denkern. Vielmehr versucht die Mehrheit den jeweils Regierenden protestantische Treue zu versichern oder tritt wie Schelling mit zunehmendem Alter den Rückweg in den Katholizismus an. Die Systemdenker bauten ihre Gebäude um Gott herum oder wiesen ihm zumindest, wenn auch ein kleines, so doch ein Turmzimmer zu.

„So gab ich den Glauben an die Bibel als Offenbarung auf, fuhr aber nichts desto weniger fort, sie unablässig zu studieren“, schreibt Friedrich Carl Forberg hingegen in seiner Autobiografie, zog sich mit zunehmendem Alter jedoch nicht vom Atheismus, sondern aus der Philosophie selbst zurück.

Forberg entstammte übrigens wie viele seiner Kollegen einem protestantischen Pfarrhaus.

Bislang scheinbar vergessen erblickte dieser Denker im selben Jahr 1770 das Licht der Welt. Die ihn würdigende kommentierte Ausgabe seiner philosophischen Werke und Briefe erschien mit einem Jahr Verspätung im Jahr 2021, also zu seinem 251. Geburtstag, und natürlich nicht in einem großen Publikumsverlag, sondern in einem Fachverlag für philosophische und geistestheoretische Texte, immerhin reichlich kommentiert in zwei voluminösen, schön gestalteten Bänden. Herausgegeben wurde die Ausgabe vom Weimarer Philosophen Guido Naschert.

Friedrich Carl Forberg wurde in der heute zu Thüringen gehörenden Stadt Meuselwitz geboren.

Die Lektüre von Johann Gottfried Eichhorns Einleitung in das Alte Testament (1780–1783) habe ihn bereits im dreizehnten Lebensjahr in seinen religiösen Zweifeln bestärkt und seinem „philologischen und kritischen Sinn ein unermessliches Feld“ eröffnet, schreibt er in seinem Lebenslauf.

Meuselwitz ist eine nicht sonderlich bekannte Stadt, wenn man nicht wie ich ein begeisterter Hilbigleser ist. Wolfgang Hilbig, ebenfalls

dort geboren, verlieh der Stadt in einigen Erzählungen einen Platz in der Literaturgeschichte. Am eindringlichsten ist ein Bild, in dem ein Wagenpferd in eine glühende Kohlegrube stürzt.

Meuselwitz liegt etwa 80 Kilometer südwestlich von Leipzig unweit der Skatstadt Altenburg, am Rand ehemaliger Braunkohlegruben und inmitten einer ehemals versehrten, jetzt rekultivierten Landschaft. Zu Forbergs Zeiten breitete sich über den Braunkohleflözen noch Heideland aus. Aber sein Jugendfreund, der studierte Bergbauspezialist und als Dichter unter dem Pseudonym Novalis berühmt gewordene Georg Philipp Friedrich von Hardenberg hatte schon begonnen die Lagerstätten zu vermessen. Als ich im letzten Jahrhundert in diese Gegend kam, war man gerade dabei, die letzten Reste der Braunkohle aus der Erde zu kratzen und zu verheizen, was im Wortsinne und später auch im politischen für dicke Luft sorgte und für dunkelgraue Ränder an den Hemdkragen, kaum dass man eine halbe Stunde durch die Stadt spaziert war.

Unweit aber der ehemaligen Kohlelagerstätten und inzwischen gefluteten Tagebaue liegt das idyllische Saaletal, jener landschaftliche Urgrund in dem die Saale Saalfeld mit Halle und auf ihrem Weg einige der wichtigsten Stätten der deutschen Romantik und der klassischen deutschen Philosophie miteinander verbindet, und nicht nur der klassischen, sondern auch der nachklassischen spätromantischen, nämlich Weißenfels und Jena. Nietzsche und Novalis waren ebenfalls in der Universitätsstadt, in der sich zuvor die Protagonisten des deutschen Idealismus Fichte, Schelling und Hegel die Klinke in die Hand gaben. Und in Saalfeld holte Jean Paul sich die Anregungen für seinen Siebenkäs.

Forberg bekam 1797 dort, also in Saalfeld, die Stelle eines Direktors des Lyceums angeboten. Als der Rektor wegen einer Liebesaffäre fliehen musste, wurde Forberg die Leitung des gesamten Lyceums in Aussicht gestellt. Doch wegen seiner philosophischen und pädagogischen Überzeugungen kam es zu einer Verzögerung von nahezu zwei Jahren.

1798 löste Forberg den Atheismusstreit aus, als er in Friedrich Immanuel Niethammers und Johann Gottlieb Fichtes „Philosophischem Journal“ den Aufsatz „Entwicklung des Begriffs der Religion“ publizierte.

Für Forberg ist Religion hier ein praktischer Glaube als Voraussetzung des moralischen Handelns. Dieser Glaube besteht lediglich in dem Wunsch, dass das Gute in der Welt die Oberhand erhalten möge. Die Existenz Gottes ist nach der Kritik Immanuel Kants an den Gottesbeweisen weder durch Offenbarung noch durch theoretische Spekulation begründbar und daher nur im Sinne einer Als-Ob-Existenz im Dienst der Moralphilosophie anzunehmen. Theologie wird mit Religionsphilosophie gleichgesetzt.

Forberg ist allerdings mit seinen kantischen Vorstellungen im Schulalltag gescheitert, die Eltern nahmen ihre Kinder von der Schule. Derart unchristlichem Gedankengut wollte man sie nicht aussetzen. Er verlor seinen Job, auch wenn er sich bei einer Befragung durch die Superintendentur Saalfeld am 29. Juli 1800 zur Existenz Gottes bekannte.

Wahrscheinlich war sein Bekenntnis so aufrecht, wie die Bekenntnisse zum Sozialismus, die in den letzten Jahren der DDR viele Ostdeutsche quasi auf Zuruf ablegten, um sich einen Studienplatz, eine Stelle oder auch nur das Abitur zu sichern. Auch das klappte nicht in jedem Fall war aber Bedingung. Die deutsche Kultur, so scheint es, war und ist eine Bekenntniskultur.

Ich durchquerte das Saaletal übrigens das erste Mal schlafend. Die Studenten in der DDR mussten im zweiten Studienjahr eine mehrwöchige Reserveübung bei der Armee absolvieren. Ich hatte mit einigen Kommilitonen am Tag vorher gefeiert und den Gruppen-transport verschlafen, machte mich also allein auf den Weg. Ich musste in Saalfeld, wo der Zug endete, umsteigen und wurde dort von uniformierten Angehörigen der Transportpolizei recht unsanft, aber pünktlich geweckt. Ich kam zu spät in die Kaserne, wurde

degradiert, und zu meinem Glück von der Reserveoffiziersausbildung ausgeschlossen.

Schade dass ich damals die Forbergschen Schriften noch nicht konnte, die übrigens stilistisch einiges an philosophischer Schriftstellerei in den Schatten stellen. Souverän bedient er auch die kleinen Formen Fragment und Aphorismus. Wahrscheinlich hätte ich folgendes Fragment heimlich irgendwo in der Kaserne in eine Wand geritzt:

„Alle geistvollen Menschen haben etwas von dem an sich, was man Windbeuteley nennt.“

Und es ist Krieg

Die Tagebücher Erich Mühsams

Die Ausgabe der Tagebücher Erich Mühsams ist eine publizistische Glanzleistung und ein politik-, literatur- und kulturgeschichtliches Ereignis. Sie umfasst Aufzeichnungen vom August 1910 bis zum Dezember 1924. Einer Zeit also, in der die Weichen für den Fortgang des 20. Jahrhunderts in Europa sowohl politisch-militärisch als auch künstlerisch-kulturell gestellt werden sollten. Da ist einerseits die Reformbewegung, die Mühsam Anfang des Jahrhunderts im Schweizerischen Ascona schon erlebt hatte. Ausdruckstanz, Vegetarismus, freies Theater und Nudismus. Man probierte vieles aus und einige, die die Kunstmittel in ihrem Bereich revolutionieren sollten, waren dort zugegen. Eine europäische Bewegung. Andererseits war da aber auch die europäische Aufrüstung, der Zerfall der Gedanken in nationales Getümmel, das letztlich in den Weltkrieg führte, und die verschiedensten revolutionären, anarchistischen und kommunistischen Strömungen, die sich mit dem Ende des ersten Weltkrieges in verschiedenen Revolutionen entluden und so zu einer Neuordnung Europas führen sollten.

Von all dem berichtet Mühsam in seinen Tagebüchern, aus seiner leidenschaftlichen und trotzdem analytischen Sicht, zuweilen auch naiv – und durchbrochen von privaten Berichten des in Berlin geborenen und in Lübeck aufgewachsenen, in jener Zeit in München lebenden Apothekersohns und Anarchisten über Liebesaffären und Geldnot. Ein aufwühlendes Dokument und zugleich ein Roman des ersten Viertels des 20. Jahrhunderts.

Dabei beginnen Tagebücher ganz unspektakulär am 22. August 1910 in einer Schweizer Kurklinik. Mühsam scheint sich zu langweilen und kauft sich Tal ein Schreibheft.

Montag.

Bei strömendem Regen war ich eben unten im Dorf, um mir dies Heft zu kaufen. Es soll mein Tagebuch sein. Ich glaube kaum, daß ich es in der Art führen werde, wie damals im Gefängnis. Dazu giebt's hier bei aller Beschäftigungslosigkeit und bei aller Langeweile zuviel zu tun; dazu habe ich auch hier bei aller Zeitbindung und bei aller Willensbeschränkung noch immer zuviel Freiheit. Ich werde schwerlich jeden Tag zu Eintragungen kommen – und jedenfalls kaum je zu ausführlichen. So werde ich mich also einrichten müssen.

Mühsam füllt 42 solcher Hefte, von denen sieben verschollen sind. Allein schon die Geschichte der Tagebücher selbst und ihrer Edition wäre einen Roman wert. Die 35 verbliebenen Hefte befinden sich seit 1936 im Maxim-Gorki-Institut Moskau. Es wurden Mikrofilm-Kopien erstellt und um 1980 herum in der DDR mit der Erschließung des Materials begonnen. Der Gesamtumfang der erhalten gebliebenen Tagebücher beträgt ca. 7.000 Manuskriptseiten. 1994 erschien im Deutschen Taschenbuch Verlag (dtv) eine Auswahl die ca. 5 Prozent des Gesamttextes umfasst, in den Jahren 2004 bis 2005 wurden die Typoskripte von ABM-Kräften digital erfasst. 2009 beschlossen die Herausgeber Chris Hirte und Conrad Piens, die Tagebücher vollständig im Internet zu edieren. 2010 vereinbarten sie mit dem Verbrecher Verlag aus Berlin, die Internetedition durch eine Buchausgabe zu ergänzen. Im Ergebnis liegen seit dem Frühsommer 2019 fünfzehn in schwarzes Leinen gebundene Bücher mit roter Schrift vor, die die überlieferten Tagebücher enthalten und zugleich eine Textfassung im Internet, die um ein Register ergänzt wurde, was Suchvorgänge sowohl in der digitalen als auch in der Printausgabe ermöglicht.

Sonnabend, 20. Dez. 24
Vormittags 10 ½ Uhr. Frei!

Das ist der letzte Eintrag im Tagebuch. Ihm sind vier Jahre Festungshaft vorangegangen, zu denen er wegen seiner Beteiligung an der Münchner Räterepublik verurteilt worden war. Hochverrat!

Erich Mühsam sollte nach seiner Entlassung noch knapp zehn Jahre zu leben haben.

Zenzl Mühsam, seine Frau und Gefährtin schreibt 1934 in einem Brief an Milly Wittkop und Rudolf Rocker:

Laut wahrhaftigem Bericht ist der Todestag von Erich 9. auf den 10. Juli. Der Rottenführer Eradt sagte am Montagmorgen zu Erich: „Wie lange gedenken Sie noch, auf der Erde herumzuwandeln?“ Hierauf Erich: „Noch sehr lange.“ Dann sagte dieser Rottenführer Eradt: „Wir raten Ihnen, sich innerhalb von drei Tagen aufzuhängen, sonst helfen wir Ihnen nach.“

Am 10. Juli 1934 wurde Erich Mühsam im Konzentrationslager Oranienburg erschlagen, und um den Mord zu vertuschen, wurde seine Leiche aufgehängt; es sollte nach Selbstmord aussehen. Die Vertuschung erfolgte aber so dilettantisch, dass sofort ersichtlich war, wie es sich wirklich zutrug. Die Mörder waren sich also sicher, dass ihnen keine Strafe droht. Und es ist auch kein Wunder, dass Mühsam zu den Ersten gehörte, die von den Nationalsozialisten ermordet wurden, vereinte er doch so ziemlich alles, was ihren Hass auf sich zog: er war Jude, Bohemien, Anarchist und Pazifist. Zeitgenossen berichten, dass es sich bei ihm um einen der friedlichsten und freundlichsten Menschen handelte.

Mühsam war schrecklich zugerichtet. Ich hatte es schwer, mein Entsetzen vor ihm zu verbergen. Er saß auf einem Stuhl, hatte keine Brille auf-, die Zähne waren ihm eingeschlagen, und sein Bart war von den Unmenschen

so zugestutzt, dass der jüdische Typ zur Karikatur gewandelt war.
(Zenzl Mühsam: Erich Mühsams Leidensweg)

Zenzl Mühsam, flieht kurz nach Mühsams Ermordung über Prag in die Sowjetunion, wo sie später selbst in Lagerhaft genommen wurde, ein kommunistischer Mitemigrant hatte sie denunziert. Und in der stalinistischen Sowjetunion brauchte es nicht viel, um in Ungnade zu fallen. Eigentlich brauchte es gar nichts. Zenzl Mühsam saß also über Jahre im Lager, bis sie nach Stalins Tod entlassen würde und in die DDR kam, wo sie wie so viele Emigranten über ihre Lagerhaft nicht sprach. Letztlich aber ist es ihr gelungen, große Teile von Mühsams Werk zu retten. Allen voran das großartige Tagebuch. Darüber berichtet Chris Hirte in seinem Nachwort zur vorliegenden Ausgabe, während Conrad Piens Mühsams Leben als einen Emanzipationsprozess aus bürgerlicher Enge beschreibt.

Die Gedichte Erich Mühsams gehörten in den vergangenen Jahrzehnten – vor allem die, welche sich gegen den Opportunismus der Sozialdemokratie richteten – zur linksradikalen Folklore. Das Lied vom Lampenputzer, der in Tränen ausbricht, weil die Revolutionäre die Gaslaternen aus dem Pflaster reißen, um Barrikaden zu errichten, hat es sogar in DDR-Schulbücher geschafft. Das hatte etwas damit zu tun, dass diese Texte einen tagespolitischen Anlass hatten. Werden sie allerdings von ihrem Anlass getrennt, in einen gesamtgeschichtlichen Kontext gedrängt, verlieren sie ihre Spritzigkeit und werden zum Spiegel eines Dogmatismus, gegen den sich Mühsam zeitlebens gewehrt hat. Die Tagebücher sind so auch ein Antidot gegen die Vereinnahmung ihres Autors in welche Richtung auch immer.

In den Tagebüchern aus den Jahren 1912 bis 1914, die als Band 3 der Ausgabe erschienen sind, wird deutlich, welche dramatische Bedeutung der Ausbruch des Ersten Weltkrieges auf das europäische Geistesleben und die europäische Alltäglichkeit hatte. Der in den Texten dokumentierte Vorkrieg endet mit einem Eintrag vom 21. November

1912, der nach den Freuden aber auch Entbehrungen des Münchner Bohemelebens noch sehr hoffnungsvoll klingt:

Ich habe mit Dr. Coßmann von den „Süddeutschen Monatsheften“ gesprochen, der sich bereit erklärt habe, von mir Beiträge zu bringen, sogar Lyrik. Ich werde ihm einiges schicken. – Jedenfalls nett von Wahl.

Sogar Lyrik! Die Problemlage des Publizisten Mühsam am Ende 1912 schien sich also nicht wesentlich von der eines Lyrikers heute zu unterscheiden. Immer drücken ihn Geldsorgen und der wohlhabende Vater hält ihn kurz. Bei all dem liefert der Text einen Einblick in das Leben der Münchner Boheme, der Suche nach Publikationsmöglichkeiten und Geldquellen aber auch in eine mehr oder weniger funktionierende Gemeinschaft aus Künstlern und Lebenskünstlern, ihrer Auseinandersetzung mit der Zensur und dem Konservatismus des deutschen Kaiserreiches, aber auch in eine gelebte antibürgerliche und antinationale Utopie. Nach dem zitierten Eintrag allerdings brechen die Tagebücher unversehens ab. Als Mühsam sie in der Nacht vom Dritten auf den Vierten August 1914 fortsetzt, finden wir uns am Anfang der größten Zerstörung, die Europa bis dato kannte, die Länder im nationalen Taumel, und selbst die Sozialdemokraten hatten bis auf den Abgeordneten Liebknecht im Reichstag der Bewilligung von Kriegskrediten zugestimmt.

Und es ist Krieg. Alles Fürchterliche ist entfesselt. Seit einer Woche ist die Welt verwandelt. Seit 3 Tagen rasen die Götter. Wie furchtbar sind diese Zeiten! Wie schrecklich nah ist uns allen der Tod!

Selbst vor Schriftstellerkollegen machte der Taumel nicht halt. Der George-Kreis soll von wildem Patriotismus ergriffen sein. Er schreibt am 11.8.1914:

Das fehlt uns gerade noch, dass Unseresgleichen sich offen der Gegenpartei zuwenden. Ich sehe eine trübe Epoche voraus.

1915, der Erste Weltkrieg hatte inzwischen seine anfängliche Dynamik verloren, und die Heere beginnen sich einzugraben und den schier endlosen Grabenkrieg mit seinen Ungeheuerlichkeiten aus Schrapnell und Kampfgas vorzubereiten. Die bis dato opferreichste Schlacht ist im Gange. Freundschaften sind an nationaler Engstirnigkeit zerbrochen, Vorkriegsutopien zerbröseln.

Die deutsche Gesellschaft hatte sich zu einer Kriegsgesellschaft vereint, die Geheimpolizei arbeitet auf Hochtouren. Mühsams Briefe werden geöffnet oder zurückgehalten, der Kontakt zu Freunden erschwert. Viele befinden sich im Feld oder im Exil. Wie vor dem Krieg wird Mühsam weiterhin von Geldsorgen geplagt. Sein Vater hält ihn weiter kurz und will einfach nicht sterben. Hier wird der zynische Subtext bürgerlicher Familienmodelle deutlich. Die Erbschaft als Verheißung und Mittel zur Disziplinierung.

Der Text erzeugt einen Spannungsbogen, obwohl der Ausgang der Handlung bekannt ist. Und deshalb kann man an jeder Stelle in das Buch einsteigen. Es ist überall literarischer Mehrwert zu finden, in Formulierungen, seismografischer Gesellschaftsstudie, Gedichtfragmenten.

Und ist es so, dass die Bewunderung für den Autor gewissermaßen entpersönlicht wird, sich als Bewunderung des Sprachwerks, der Sprache selbst erweist. Denn so nachvollziehbar Mühsams Positionen zuweilen auch sind, so fremd werden sie in jenen Momenten, in denen seine Erotomanie einfach nervt, oder bestimmte Erwägungen unausgegoren und wirr erscheinen. In solchen Momenten löst sich Mühsams Person von der Sprache, ihre Literarizität wird plötzlich augenscheinlich.

Vorgestern Nacht haben Zeppeline befestigte Orte der englischen Ostküste „erfolgreich mit Bomben beworfen“, und sind unversehrt davongekommen. Offenbar sind viele friedliche Bürger, auch Frauen

und Kinder dabei umgekommen. Aber der Jubel ist groß. Man wird sich diese Glücksstimmungen merken müssen, für den Fall, daß mal wieder ein Repräsentant der kriegerischen Menschheit von einem Anarchisten hingerichtet wird. Denn dann wird wieder alle Welt vor Erbarmen nicht wissen, wohin. Das ist ebenso sicher wie die Begeisterung der Deutschen, wenn übers Jahr nach Friedensschluß der Zar oder der Engländer zu Besuch nach Berlin kommt.

Einerseits ist Mühsams Ärger und Wut angesichts der Kriegsberichterstattung verständlich, aber das abwägen des einen Mordes gegen einen anderen, den er in Herrschafts- und Terroristenmanier als Hinrichtung bezeichnet, erscheint eher fremd, mittlerweile zumindest. Man verfolgt diese Tagebücher nicht ganz wie einen Roman, sondern mit wesentlich stärkerer Anteilnahme, weil man um die Realität, den Hintergrund weiß, vor dem alle germanistischen Vorurteile in mir verstummen.

Mühsam engagiert sich in der Münchner Räterepublik und wird nach deren Niederschlagung mit seinen Mitstreitern verhaftet und verurteilt. Am 12. Juli 1919 notiert er:

Nachmittags (gegen 6 Uhr). Nun wissen wir also Bescheid. Wenn es nach dem Willen des Standgerichts geht, habe ich die nächsten 15 Jahre meines Lebens in Festungshaft zu verbringen.

Es werden nicht fünfzehn sondern fünfeinhalb Jahre sein. In der Haft werden seine Tagebücher analytischer und reflektieren die politischen Verwerfungen. Was ihn nicht davon abhält, geradezu divenhaft auf den literarischen Erfolg seines Mitgefangenen Ernst Toller zu reagieren. Auch in der Festung also bleibt er Mensch, und das macht die Lektüre über Strecken trotz aller Dramatik eben auch heiter.

Tomer Dotan-Dreyfus
Meine Forschung zum O
Ein literaturwissenschaftlich-philosophisch-theologischer Versuch,
Sprache zu verlernen



Im Dialog mit Hölderlin, Peter Szondi, japanischen
Volkmärchen, Anna O, der Marquise von O, L'histoire d'O, Paul
Celan, Jacques Derrida, Wilfred Bion, Othello, Mythologien vom
griechischen Okeanos bis zum jüdischen Ayin entdeckt Tomer
Dotan-Dreyfus das O, das eine Zeichen, das die Welt in einem
anderen Licht zeigen kann.

Gegenwärtigen Wissenschaft, Band 1, Gans Verlag
ISBN 978-3-946392-28-6

Jan Kuhlbrodt und Petrus Akkordeon
Das Land und ich wir werden
Texte und Zeichnungen



Akkordeon und Kuhlbrodt begeben sich zeichnerisch und textlich an Grenzen, die das Moment des Absoluten bergen. Der Angst aber, die diesen Grenzen anhaftet, begegnen sie mit Humor und Lakonie. Was also auf den ersten Blick wie ein Todesbuch daherkommen könnte, ist ein Canto General auf das Leben.

Gegenwarten, Band 1, Gans Verlag
ISBN 978-3-946392-27-9

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Jan Kuhlbrodt

Schrift unter Tage

Gegenwarten Wissenschaft, Band 2

ISBN 978-3-946392-29-3

© 2023 Gans Verlag, Berlin

www.gansverlag.de

Cover unter Verwendung einer Grafik von Carlfriedrich Claus

Layout: Ulrich Leinz

Schriften: Myriad Pro , Adobe Garamond Pro

Papier: 90 g/m2 Amber Graphic

Druck und Bindung: Totem, Inowrocław, Poland

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt. Alle Rechte, auch die des auszugsweisen Nachdrucks, der fotomechanischen Wiedergabe, der Mikroverfilmung und der Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Medien, der Übersetzung, vorbehalten.

*Schreiben ist Lesen,
Lesen ist Schreiben.
Und Denken.*

Schrift eröffnet einen Ausgang in die Welt,
dort, wo sie Text bildet, aber auch Bild ist.
Zwischen Derrida und Carlfriedrich Claus. So
ist sie Ausweg, Ausweg aus einem politischen
Eingeschlossensein, aber auch aus einer Situation,
in der das Eingeschlossensein gesundheitlich
bedingt ist. Schreiben ist in beiden Situationen
Selbstbehauptung, Vergewisserung der eigenen
Anwesenheit in der Welt und zwischen den Texten.

Dieses Buch versammelt Texte, die in einer Isolation,
die vor Jahren einsetzte, für verschiedene Medien,
Zeitungen und Zeitschriften entstanden sind, die
auf Lektüren reagieren, aber auch auf Nachrichten,
die von elektronischen Medien ins Zimmer gespült
wurden. Sie reagieren also auf faschistische
Aufmärsche in der Geburtsstadt des Autors und
auch auf Lektüreerfahrungen. Sie bewegen sich in
der jüngeren und jüngsten Philosophiegeschichte,
blicken auf Gedichte oder eine in Romanen
vorgestellte Welt, sie entwerfen Thesen, um sich in
der papiernen realen Welt bewegen zu können. Und
sie setzen das Gelesene und Geschriebene in einen
historischen aber auch biografischen Kontext.

